

The background image shows a man with a beard and glasses, wearing a blue shirt and dark pants, standing on a sidewalk. He is holding a brown paper bag and a dog. In the background, there is a yellow truck with the text 're weltweit' and 'www.weltre.ch', a white van, and a multi-story apartment building with balconies. A traffic light and a yield sign are visible in the foreground.

# *Katholischer Jahresspiegel*

## 2018

DIE FAKTEN.  
DIE MENSCHEN.

*«Ja, die Kirche  
bleibt im Dorf. Aber  
nicht mehr  
alle wollen rein.»*

## **Liebe Kirchenmitglieder Liebe Zürcherinnen und Zürcher**

Jahresberichte werden von Konzernen gerne genutzt, um sich genussvoll im besten Licht zu präsentieren. Selbst dann, wenn das beste Licht in Tat und Wahrheit schon dunkle Schatten wirft.

Von einer solchen Selbstbeweihräucherung wollen wir in unserem Rückblick auf das Jahr 2018 absehen.

Wir wollen zwar wie gewohnt anhand von Fakten über die Tätigkeit von Katholisch Stadt Zürich informieren. Zu diesen Fakten kommen Porträts von Menschen aus dem weiten Feld der 23 Kirchgemeinden. Im Wissen darum, dass Menschen am meisten über ein Unternehmen, eine Organisation oder eben unsere Kirche in der Stadt Zürich aussagen können.

Vieles muss gesagt werden. Denn: Wir müssen in der Kirche miteinander reden. Es gibt zu tun.

Die Kirche allgemein und somit auch die katholische Kirche in der Stadt Zürich durchlebt schwierige Zeiten. Das zeigt sich an den sinkenden Mitgliederzahlen (trotz Bevölkerungszuwachs in der Stadt), es zeigt sich aber auch an der zunehmend kritischen Haltung breiter Teile der Bevölkerung gegenüber der katholischen Kirche. Um es bildlich zu sagen: Die Kirche bleibt zwar noch im Dorf beziehungsweise in der Stadt, aber längst nicht mehr alle wollen rein.

Was heisst das für uns? Wir dürfen uns nicht in die Tasche lügen. Wir müssen uns der veränderten Situation stellen. Die Welt dreht sich weiter und sie verlangt von uns, dass wir als Kirche mit unserem Engagement zeitgemäss, aber treu dem katholischen Glauben unterwegs bleiben. In unserer Haltung und in unserem Angebot.

Ja, wir möchten als Kirche in der Stadt Zürich für die Schwachen da sein. Genauso aber auch für die starken Menschen, für solche mit Ideen und Initiative. Menschen, die auch anecken und herausfordern. Denn genau das braucht die Kirche in Zeiten des Umbruchs. Sei es nun in den Pfarreien, in der Kirchenpflege, in den Vereinen oder auch ganz einfach im Leben in der Gemeinschaft.

Die fünf Porträts wollen darum bewusst starke Persönlichkeiten zu Wort kommen lassen. Sie alle haben ihre Heimat in der Kirche. Ihre Geschichte ist auch die Geschichte einer Kirche, die zwar unter einem Glauben vereint ist, aber für viele Charakteren Platz hat. Das ist nicht immer einfach, aber das ist der Motor einer lebendigen Kirche.

Es liegt an uns, diesen Motor jetzt anzulassen.

**Daniel Meier**

Präsident Katholisch Stadt Zürich

# RENÉ BERCHTOLD

**Pfarrer René Berchtold trat Ende 2018 als Dekan der Stadt Zürich zurück. Er war 24 Jahre im Dekanatsvorstand. In seinem Rückblick erinnert er sich an sein Hineinwachsen in die Kirche der Stadt Zürich. Gleichzeitig blickt er mit dem Abschied aus dem Amt auch in die Zukunft: Er appelliert an ein Umdenken und wünscht sich mehr Mut und Grosszügigkeit.**



*«Wir müssen  
uns aus  
der Angstkultur  
befreien.»*

«Nach dem Studium in Luzern und Nijmegen in Holland sowie der Priesterweihe kam 1981 die Anfrage vom damaligen Pfarrer Ferdinand Schirmer, ob ich als Vikar in Schwamendingen arbeiten wolle. Für mich war damals klar, dass ich in der Stadt und in der Diaspora arbeiten wollte. Es war diese Mischung und diese Herausforderung, die mich reizte.

Ob ich Respekt hatte vor der Stadt? Nun, ich habe mich ja vorsichtig der «grossen» Stadt Zürich genähert ... Schwamendingen war damals noch ein Dorf, wenn auch ein sehr grosses. Die S-Bahn war noch Zukunftsmusik, und wer sich mit dem Bus oder dem Tram auf den Weg ins Stadtzentrum machte, war doch eine Weile unterwegs.

Ich engagierte mich als junger Vikar stark in der Jugendarbeit. Jungwacht, Blauring, Pfadi und Ministranten, aber auch die anderen Vereine innerhalb der Pfarrei St. Gallus waren sehr aktiv. Kein Wunder: Mit rund 90 Prozent zugewanderten Menschen aus katholischen Ländern und Regionen der Schweiz bot die Pfarrei vielen eine Heimat im fernen Zürich. Es war ein bodenständiges Arbeitermilieu, direkt und ehrlich. Das behagte mir.

Im Laufe der fünf Jahre, die ich in St. Gallus tätig war, konnte man den Umbruch von Schwamendingen gut miterleben. Neue Menschen zogen hierher, neue Kulturen und Religionen verliehen Schwamendingen einen anderen Charakter. Die vielzitierte «Kirche im Dorf» war kein Fixpunkt mehr. Wir haben das schleichend zu spüren bekommen: in der Teilnahme am Pfarreileben, aber auch in der Zahl der Besucher in den Gottesdiensten – dort, wo es eben am sichtbarsten ist. Trotzdem erinnere ich mich sehr gerne an die Zeit zurück. Man vergisst die Menschen nie, auch wenn man wegzieht.

1986 wechselte ich in die Kirchgemeinde Bruder Klaus, 18 Jahre lang sollte ich hier meine Zelte aufschlagen. Grundsätzlich lassen sich die Entwicklungen in der gesamten Kirche auch hier weiterverfolgen. Wir spürten den Zeitenwechsel im katholischen Milieu. Damit stand Bruder Klaus allerdings nicht alleine da. Es war auch jene Zeit, in der die Ernennung von Wolfgang Haas zum Bischof von Chur für Wut in den Kirchgemeinden und bei den Katholiken allgemein sorgte.

Das war das unruhige Jahr 1988. Ich erinnere mich deshalb so gut an die Anfangsjahre in Bruder Klaus, weil es für mich ein anforderungsreicher Start als Pfarrer war. Ich kam als Neuling in diese Kirchgemeinde und war mit 33 Jahren doch noch relativ jung. Gleichzeitig war die Kirchgemeinde von einigen

## RENÉ BERCHTOLD

starken Figuren geprägt. Ich brauchte also meine Zeit, bis ich ankam und meine Rolle fand. Aber wenn man an einem Ort schlussendlich fast 20 Jahre bleibt, ist man wohl doch gut aufgehoben gewesen. Und ich muss sagen: Ich war dort gerne Pfarrer. Bruder Klaus in Zürich war übrigens die erste Pfarrei der Welt, die unserem Landespatron Niklaus von Flüe geweiht ist.

Mit dem Wechsel zur Mutterkirche St. Peter und Paul an Ostern 2005 wollte ich mich einer ganz anderen Herausforderung stellen. Es war mir bewusst, dass ich künftig mehr als Kirchenmanager würde tätig sein. Es gab hier weniger Vereine, dafür mehr Verwaltung. Ich lernte, dass Management andere Entscheidungen als der klassische Kirchenalltag erfordert: schnellere, direktere und vor allem, dass man sich nicht verstecken kann. Es braucht Entscheidungen unter Zeitdruck.

Bei meiner Ankunft lief der anspruchsvolle Umbau des «Alters- und Pflegeheims St. Peter und Paul», wie es damals noch hiess. Erstmals hatte ich mit Beträgen in Millionenhöhe zu tun. Umso mehr, als wir mit dem Budget während der Bauzeit zuerst in Schieflage gerieten. Am Schluss kam dann alles wieder ins Lot. Aber der Druck in den Gremien und auch für mich persönlich, das war eine neue Erfahrung.

Ja, und jetzt? Ich freue mich, mit dem Ausscheiden aus dem Dekanatsvorstand einige Aufgaben abgeben zu können und wieder «nur» als Pfarrer zu arbeiten. Denn mit der Abgabe des Dekan-Amtes fallen rund 40 Termine im Jahr weg. Das ist eine Erleichterung.

Natürlich mach ich mir Gedanken über die Zukunft unserer Kirche in der Stadt Zürich. Es wäre ein Leichtes, an dieser Stelle salbungsvolle Worte zu äussern, statt ehrlich zu sein. Aber wir müssen ehrlich sein! Wir können nicht so weitermachen wie bisher und einfach hoffen, dass alles gut wird, dass alles wieder so sein wird, wie es einmal war. Wir stecken in einer handfesten Krise, da gibt es nichts zu beschönigen. Wir zehren noch von der aktiven Kirchengeneration. Dahinter aber klafft bereits ein Loch, das schon in ein paar Jahren für uns schmerzhaft wird. Uns fehlt im grossen Stil der Nachwuchs. Wo der Nachwuchs fehlt, fehlen nicht einfach nur Mitglieder, sondern auch der lebendige Geist der Zeit.

Was uns zu denken geben muss: Die Stadt Zürich wächst bevölkerungsmässig, laut Studien sind die Menschen spirituell auf der Suche wie nie – und wir verlieren trotzdem ständig Mitglieder. Offenbar schaffen wir es nicht, die

Leute für unsern Glauben und unser Leben zu begeistern. Obwohl wir den Menschen auf ihrem Weg so viel geben könnten.

Aber was können wir tun? Es wird notwendig sein, dass wir vermeintlich sichere Wege verlassen. Auf diesen scheint uns niemand mehr zu folgen. Wenn wir aber als Kirche unterwegs bleiben wollen, müssen wir die Route an die Wandergemeinschaft anpassen. Und die ist heute anders unterwegs als früher.

In den vergangenen Jahren hat sich bei uns eine erstickende Angstkultur entwickelt. Angst vor Fehlern, Angst davor, überhaupt etwas zu wagen. Innerkirchliche Spannungen mögen da ein Grund sein. Das entbindet uns aber nicht von der Verantwortung, jetzt die Initiative zu ergreifen und neue Ideen zu verwirklichen.

Das Projekt «Kirche urban» des Dekanates Zürich-Stadt ist in dieser Absicht lanciert worden: Kirche neu zu wagen und zu erfinden, für Menschen in einem städtischen, dynamischen und bunten Lebensumfeld. Für Menschen, die sich katholisch interessiert fühlen, aber vielleicht nicht das klassische Kirchenmitglied sind oder sein wollen.

Dass das Projekt noch nicht richtig zum Fliegen kam, muss ich auch auf meine Kappe nehmen: Ich habe es als Mitverantwortlicher bei der Lancierung unterschätzt, was es an Ressourcen braucht, um ein solches Projekt nachhaltig aufzugleisen. Umso wichtiger ist es, dass «Kirche urban» unter neuer Leitung und mit grösseren Ressourcen neu startet.

Ein einziges Projekt darf aber nicht zum Alibi für alles werden. Wir müssen in der Stadtzürcher Kirche, in jeder Gemeinde, mutiger werden und die Mutigen, die etwas wagen, unterstützen. Mut ist weniger gefährlich als die Angst, nichts mehr zu wagen. >>

René Berchtold kam 1953 zur Welt und wuchs in Giswil (OW) auf. Nach dem Gymnasium am Kollegium Maria Hilf, Schwyz, studierte er Theologie. Seine Diakonatsweihe empfing er 1981 in Chur, seine Priesterweihe 1981 in St. Peter und Paul in Zürich. 1981–1986 arbeitete er als Vikar in St. Gallus, Schwamendingen, von 1986 bis 2004 als Pfarrer von Bruder Klaus in Oberstrass und ab 2005 in der Pfarrei St. Peter und Paul in Aussersihl. Ab 1994 war er zudem im Dekanatsvorstand, von 2006 bis 2008 als Vizedekan, 2008–2018 als Dekan in solidum.

*«Die christliche  
Botschaft hat in ihren  
Wurzeln etwas  
Revolutionäres, auch  
Verrücktes. Daran  
sollten wir uns in dieser  
Krise erinnern.»*

## FINANZEN

*-11,4 Mio.* 2017

2018

*+7,6 Mio.*

Katholisch Stadt Zürich steht auf einem stabilen Fundament: In der Gesamtrechnung schliesst der Verband im Vergleich zum Vorjahr mit einem Plus von 7,6 Millionen Franken ab.

Das Plus relativiert sich unter Anbetracht des aussergewöhnlichen Verlustes von 11,4 Millionen Franken im vergangenen Jahr, der damals hauptsächlich auf eine Steuerberichtigung seitens der Stadt Zürich zurückzuführen war und damit ausserhalb des Einflusses von Katholisch Stadt Zürich lag.

# MITGLIEDERZAHLEN

Die katholische Kirche verliert schweizweit an Mitgliedern. Auch die Kirche in der Stadt Zürich spürt diesen allgemeinen Trend. In den vergangenen Jahren wurden die Austritte durch die Zuwanderung noch abgefedert. Dieser Ausgleich fällt jetzt erstmals weg.

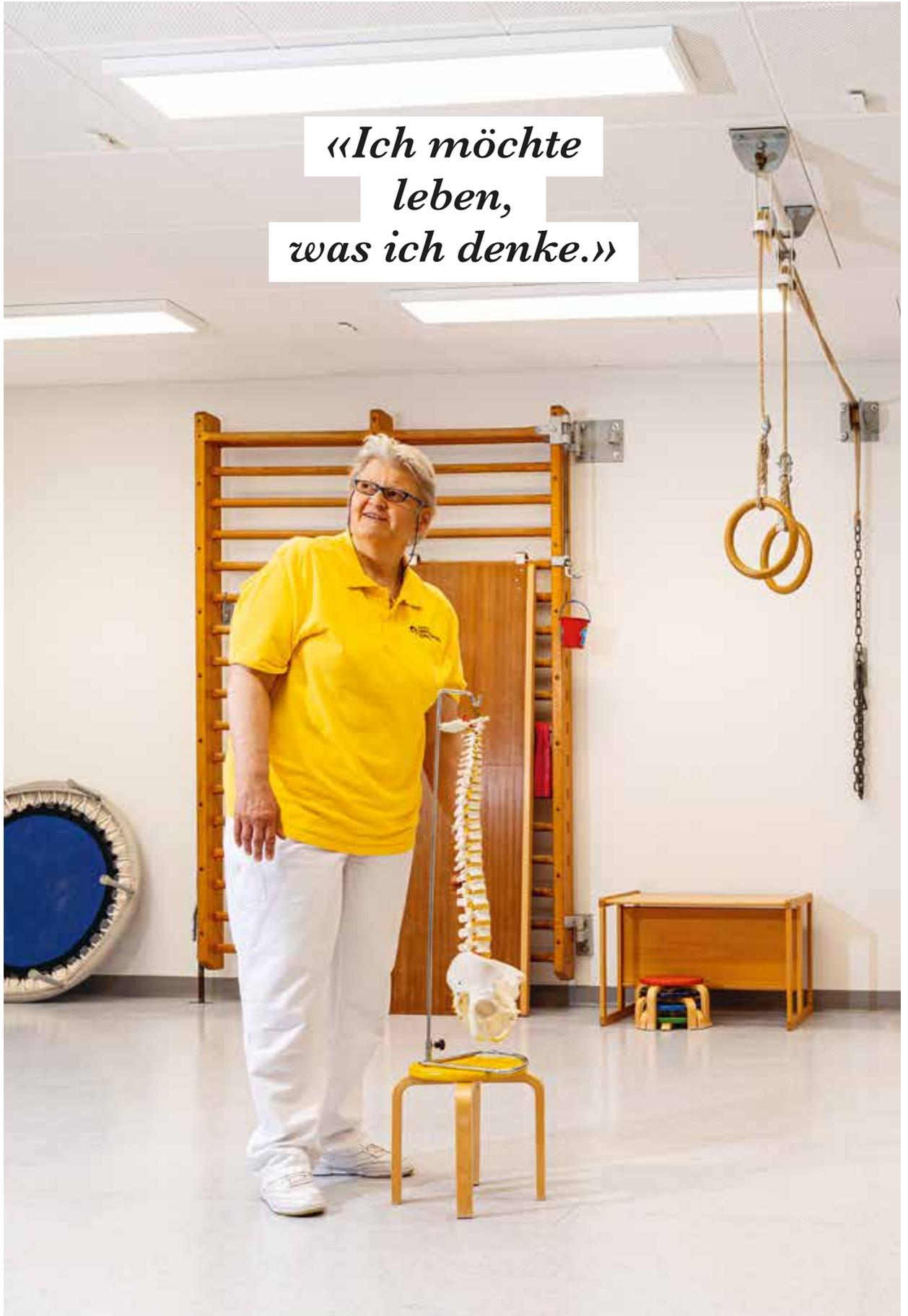
Die katholische Kirche in der Stadt Zürich sieht sich damit einer neuen Situation ausgesetzt. Denn die Mitgliederzahlen sind nicht nur statistische Werte. Hält die negative Entwicklung in den nächsten Jahren weiter an, wird der Mitgliederschwund auch Auswirkungen im Bereich des sozialen und gesellschaftlichen Engagements der Kirche in der Stadt Zürich haben.



# EVA STOFFEL

**Dass Reibung und Konflikte manchmal auch den Boden für langanhaltende Verbindungen bilden können, zeigt die Geschichte von Eva Stoffel, der Kirchenpflegepräsidentin von St. Martin. Sie fand in einer für ihre Kirchgemeinde unruhigen und konfliktträchtigen Phase in die Kirchenpflege – und ist heute noch dabei.**

*«Ich möchte  
leben,  
was ich denke.»*



«Es wurde kein Blatt vor den Mund genommen. Wenn in meiner Kindheit am Familientisch über Religion und Kirche diskutiert wurde, konnte es hoch hergehen: Mein Vater war katholisch, meine Mutter reformiert – unsere Familie war also gelebte Ökumene.

Mein Vater stammte aus einer traditionell katholischen Familie und war fest in seinem Glauben und Kirchenleben verankert. Er pochte bei uns allerdings nie auf die sture Einhaltung des Katholischseins. Entschlossen war er aber in seinen Ansagen, wenn er sonntags am Zmorgetisch verkündete: «So, ich gehe jetzt in fünf Minuten in die Messe.» Er liess es darauf ankommen, ob jemand mitkam oder nicht. Das hat gut geklappt, wir gingen meistens mit.

Vergleichen lässt sich diese Zeit nicht mehr mit der heutigen. So kam der Pfarrer immer mal wieder bei uns zum Mittagessen vorbei. Heute fast undenkbar, damals ein Ausdruck dafür, dass die Kirche Teil des Alltagslebens war.

Ich erlebte in diesem Umfeld meine Erstkommunion und die Firmung in St. Martin – also in der gleichen Kirchgemeinde, in der ich heute, rund 50 Jahre später, als Präsidentin der Kirchenpflege tätig bin. Es gab für mich auch schwere Momente in St. Martin. Der frühe Abschied von unserer Schwester, die mit 14 Jahren verstarb. Ich war damals 10 Jahre alt.

Im Alter zwischen 20 und 30 Jahren entfernte ich mich etwas von der Kirchgemeinde, andere Themen waren mir wichtiger. Was ja nicht selten ist in diesem Lebensabschnitt. Dass ich dann den Weg zurückfand, war weniger auf einen glücklichen Umstand zurückzuführen als auf einen eigentlichen Ausnahmezustand: St. Martin stand Anfang der 90er-Jahre vor der Einsetzung eines neuen Pfarrers. Gegen ihn waren in weiten Kreisen der Kirchgemeinde grosse Bedenken vorhanden, dass er mit seiner konservativen Haltung den typisch offenen und differenzierten St. Martin-Geist ersticken würde. So kam es, dass sich einige aus meinem Bekanntenkreis zur Pfarreiversammlung einfanden und gegen diese Ernennung das Wort ergriffen. Das tat auch ich.

Schlussendlich kam es nicht zur Einsetzung. Ein Erfolg für uns, der aber eine Konsequenz nach sich zog: Wir hatten in St. Martin auf einen Schlag keinen Pfarrer mehr, für über ein Jahr. «Frau Stoffel, wenn man A sagt, muss man auch mal B sagen», nahm mich der damalige Kirchgemeindepräsident Werner A. Rechsteiner beim Wort. «A sagen», damit war die Opposition gegen den Pfarreranwärter gemeint. «B sagen», das hiess jetzt, eine Lösung für die Kirchgemeinde zu suchen – als Mitglied der Kirchenpflege. Ich schluckte. Eine solche

Aufgabe würde sich zeitlich nur schwer mit meiner Tätigkeit als Kinderphysiotherapeutin im Kispi vertragen. Gleichzeitig fühlte ich mich auch – fair und sportlich – in die Pflicht genommen. Ich sagte B.

Ich nahm in der Kirchenpflege Einsitz, als Aktuarin. Das klassische Einsteigeramt in einem Vorstand. Davor drücken wollte ich mich nicht, konnte ich auch nicht. Ich habe in dieser Funktion vieles gelernt, was mir später auch beruflich nützlich war. Es war der Anfang, in den folgenden Jahren wurde ich Gutsverwalterin und später Vizepräsidentin.

1998 wurde ich schliesslich Präsidentin der Kirchengemeinde. Bis heute. Es gab sehr bewegte Zeiten – und so ist es eigentlich auch heute noch. Pro Woche widme ich dem Amt etwa einen halben Tag. In Hochphasen wie beim unterdessen abgeschlossenen Umbau gut und gerne einen Tag. Das ist ein Aufwand, den ich auch heute nur schwer mit meinem Beruf vereinen kann. Ich leite unterdessen im Kinderspital das Therapieteam mit rund 20 Leuten. Das fordert. Denn es ist schon so: Beruflich wie in der Kirchenpflege sind die Anforderungen gestiegen.

Ob ich ohne Kirche sein könnte? Nein, es würde mir etwas Existentielles fehlen. Es gibt ja Menschen, die «holen» sich ihre eigene Spiritualität. Die gehen in einen Wald oder auf die Berge und finden dort Gott, oder «etwas Höheres». Ich fühle in solchen Momenten in der Natur auch etwas, das mich ergreift. Aber das reicht mir nicht. Da muss mehr sein. Ich bin nicht jemand, der sich einfach so selber versorgt. Das Leben in der Kirche, der katholische Glaube mit seinen Ritualen, die Auseinandersetzung mit dem Leben und den Texten in der Bibel – das alles fordert mich und bringt mich automatisch dazu, mit Aspekten des Daseins zu ringen. Etwas, dem ich sonst vielleicht ausweichen würde.

Für meine berufliche Tätigkeit im Kinderspital brauche ich einen festen persönlichen Boden. Wo Gesundheit und Heilung ist, ist eben auch der Tod. Ja, Medizin kann vieles, aber eben nicht alles. So erleben die einen Eltern Glücksgefühle, weil ihr Kind gesund wird. Die anderen Eltern blicken in einen Abgrund, weil ihr geliebtes Kind trotz langer Hoffnung stirbt. Obwohl der Tod im Kinderspital immer wieder gegenwärtig ist, hat er heutzutage immer weniger Platz. Diese Entwicklung macht die Arbeit nicht leichter.

Mein Glaube hilft mir, mit diesem Arbeitsumfeld besser umgehen zu können. Aber wenn ich am Bett eines verstorbenen kleinen Kindes stehe, dann geht mir dies immer sehr nahe. Dann denke ich oft: Du kleines Zwerglein, hast

so alles gegeben ... Ja, diese oft zitierte Gottverlassenheit, die gibt es tatsächlich. Das gibt zu kauen, ohne abschliessende Antwort. Trotzdem hilft es, sich mit dem Schicksal eher zu versöhnen. Mir jedenfalls.

Die Frage, was Katholischsein «bringt», ist falsch gestellt. Das klingt zu sehr nach Einbahn. Damit Glaube lebendig ist, muss man auch etwas von sich geben. Dann macht der Glaube mutiger. Mutiger im Umgang mit Menschen, die einem nicht so passen. Mutiger aber auch, Menschen um sich herum und ihre Biografien in einem anderen Licht zu sehen. Nicht einfach nur in der eigenen Sicht zu verharren.

Ja, was kommt auf «meine» Kirche zu? Diskussionen um die Zukunft der Kirche gibt es, seit ich in der Kirche bin. Ich kann die Frage darum so salopp nicht beantworten. Ich bin überzeugt, dass wir nur unsere Kirchgemeinde wirklich so gestalten können, wie wir die katholische Kirche gerne haben möchten. Wie weit das «römisch» dann immer mitgemeint ist? Das ist schwierig. Eine gewisse Eigenständigkeit ist notwendig. Damit meine ich jedoch nicht, dass wir uns von der Mutterkirche abkapseln sollen. Nein, damit meine ich, dass wir uns als Kirche vor Ort in erster Linie nach den Menschen und ihrem Leben richten.

Es ist nicht die erste Krise, die die katholische Kirche belastet. Kindsmisshandlungen, das ist grauenhaft und unverzeihlich. Für uns Kirchgemeinden besteht die grosse Gefahr, dass wir in der öffentlichen Meinung nur noch damit in Verbindung gebracht werden. Als Blitzableiter für den Frust und die Wut. Vermeiden lässt sich dies nicht. Leider.

Trotzdem: Es wäre falsch, sich in dieser Phase der Kritik zu verstecken oder sich um der Harmonie willen gar bis zur Unkenntlichkeit anzupassen. Wir können nicht das aufgeben, was unser katholisches Leben und schlussendlich auch uns ausmacht. Ich möchte weiterhin leben, was ich denke und fühle. Jetzt und auch noch in drei Jahren, wenn ich in Pension gehe. >>

*«So wünsche ich mir,  
dass wir als Kirche  
offen sind und doch bei  
uns bleiben. Ein  
schwieriger Spagat?  
Ja, ich weiss.  
Aber wir haben keine  
andere Wahl.»*

## DELEGIERTEN- VERSAMMLUNG

Das duale System der Landeskirche gibt den Laien ein Mitspracherecht in der Gestaltung ihrer Kirche. Auf Stadtebene sind die Vertreter aus den 23 Kirchgemeinden je zu zweit in der Delegiertenversammlung vertreten. Sie ist das Parlament der Städtzürcher Katholiken.

Bei den Wahlen im August 2018 stellten die Kirchgemeinden ihre Kandidaten für die nächsten vier Jahre auf. Von den insgesamt 46 Delegierten wurden deren 20 neu gewählt. Auch der Präsident ist neu: Udo Damegger (Liebfrauen) löst Rosemarie Hug-Schneider ab, die regulär nach vier Jahren aus dem Amt ausgeschieden ist.

# DEKANAT ZÜRICH-STADT

Nach 24 Jahren im Dekanatsvorstand Zürich-Stadt trat René Berchtold Ende Jahr von seinem Amt als Dekan zurück. Von 2006 bis 2008 war er als Vizedekan, von 2008 bis 2018 als Dekan in solidum tätig. Neu leitet ab 2019 Marcel von Holzen zusammen mit den beiden Dekanats-Assistenten Uwe Burrichter (St. Franziskus) und Thomas Münch (Predigerkirche) das Gremium.

# NICOLE ALPIGER

**Wann ist Kirche Heimat? Und was hält sie in den Stürmen des Lebens aus? Nicole Alpiger, Sakristanin in der Mutterkirche St. Peter und Paul, ist behütet katholisch aufgewachsen. Ihr Leben ist dann allerdings alles andere als stromlinienförmig verlaufen. Es gab Brüche und Neuanfänge. Trotzdem sagt sie heute: Mir hat es an nichts gefehlt.**



*«Da kann  
doch der liebe  
Gott  
nichts dafür!»*

«Nein, ich war kein Engel und keine Heilige. Mir tat das Kirchenleben einfach gut. Ich war Ministrantin, Oberministrantin, half in der Bibliothek der Pfarrei St.Otmar in St.Gallen und leitete damals auch eine Jugendgruppe. Ja, das war damals als Jugendliche noch möglich, ohne entsprechende Ausbildung. Heute muss man dazu ja weiss Gott wie viele Kurse absolvieren ...

Ich bin «richtig» katholisch aufgewachsen: Wir gingen jedes Wochenende in die Kirche, wir haben in der Familie die Bräuche des katholischen Jahreskreises gefeiert. Das war ein Bestandteil meines Lebens, ohne Zwang. Für mich stimmte es. Ich bin 1967 in Vietnam geboren, kam aber als vierjähriges Flüchtlingskind in die Schweiz und wurde adoptiert. In meiner neuen Familie hatte ich zwei Geschwister.

Nach der 3. Realschule absolvierte ich ein Haushaltsjahr im Internat der Baldegger Schwestern in der Oberwaid in St. Gallen. Das war intensiv, die Religion und der Glaube waren allgegenwärtig. So gab es beispielsweise vor jedem Zmorge zuerst einen Gottesdienst. All das hat mich gefordert. Aber: So ein Jahr würde ich allen Menschen gönnen, da ich viel für mich gelernt habe. Beispielsweise den Umgang mit Schwächeren in der Gruppe, den gegenseitigen Respekt, ohne den es im Leben nicht geht. Das sind Themen, die auch für Erwachsene im Alltag wichtig sind – oder wichtig wären, wie man heute leider häufig sieht. Ich denke, dass katholische Internate ein zu schlechtes Image haben.

Nach dem Haushaltsjahr startete ich 1987 in Wattwil meine zweieinhalbjährige Ausbildung als Krankenschwester FASRK – und wurde während der Ausbildung schwanger. Das war für meine Eltern ganz schlimm, sie wollten sogar meine Schwangerschaft vor der Umwelt verheimlichen. Aber irgendwann war das Kind dann eben doch unübersehbar da.

Ich lebte weiterhin zu Hause, meine Eltern halfen mir mein Kind aufzuziehen. Das brachte Konflikte mit sich, da ich selber noch so jung war. Und schliesslich kam es zum grossen Knall: Ich entschied mich auszuziehen. In der Folge brachen sie den Kontakt zu mir ganz ab. Warum genau, wurde mir nie gesagt. Mit den Eltern brach auch der Kontakt zu meinen Geschwistern ab. Ich habe 30 Jahre lang nichts mehr von ihnen gehört. Nach dem Tod meines Vaters habe ich mit meiner Mutter ein einziges Mal Kontakt gehabt. Via Whatsapp. Mehr ergab sich nicht.

Ob es daran lag, dass ich «nur» das Adoptivkind war? Kann sein. Vielleicht liegt einem das Wohl der «eigenen» Kinder wirklich näher als das des Adoptivkindes. Wer weiss.

Nein, meine katholische Erziehung habe ich wegen des Bruchs nicht in Frage gestellt – warum auch? Der liebe Gott kann ja nichts dafür! Aber sicher, es war hart damals: Ich arbeitete als junge Frau mehr als zehn Jahre lang in einem Teilzeitpensum in der Nacht als Krankenschwester, um möglichst viel von meinem Kind zu haben. Mein Freund und ich waren unterdessen verheiratet. Er absolvierte noch eine Ausbildung, sodass wir auf mein Einkommen angewiesen waren. Wir haben uns gut zusammengerauft. Aber ich möchte es nicht beschönigen: Es war eine anspruchsvolle Zeit.

Wir heirateten 1996 und zogen nach Pfäffikon (SZ). Nun waren wir eine fünfköpfige Familie, ich arbeitete nach wie vor als Nachtschwester in Pflegeheimen, in der Pfarrei St. Meinrad betreute ich Jugendliche. Nach der Scheidung 2007 und der Ausbildung 2009 zur Sakristanin schlug ich 2016 meine Zelte neu in Zürich auf und begann meine Arbeit in der Pfarrei St. Peter und Paul.

An den Tag meines Vorstellungsgesprächs erinnere ich mich noch ganz genau: Um mir ein Bild, ein Gespür für den möglichen neuen Arbeitsort zu verschaffen, suchte ich vorher die Kirche auf, setzte mich in eine Kirchenbank und sog die Ambiance in mich auf. Auf einen Schlag realisierte ich, dass die Kirche mich an «meine Kirche» in St. Gallen erinnerte. Neugotisch, im gleichen Stil! Das empfand ich als ein gutes Zeichen von oben, denn an meine Kindheit in St. Gallen und die Kirchenzeit erinnere ich mich immer noch gerne. Trotz allem.

Klingt erstaunlich? Das mag daran liegen, dass ich mich in der Kirche immer getragen und geborgen fühlte. Das hat mir Kraft gegeben, das war mir eine Stütze auf meinem Weg. Heute bin ich stolz, dass ich ihn geschafft habe. Ich bin stolz auf meine abgeschlossene Ausbildung, auf meine Kinder. Auch zu meinem Ex-Mann habe ich weiterhin ein gutes Verhältnis.

Was ist Kirche? Kirche ist für mich ein Leben. Sie ist ein Rhythmus, der alles durchzieht. Die damit verbundenen Rituale sind mir wichtig. Ich bin überzeugt, dass sie uns Kraft geben, wenn man sie aufmerksam und von Herzen pflegt. Wir brauchen sie heute mehr denn je! Die Kirche ist ein Anker in einem Alltag, der so schnell und flüchtig geworden ist. Das schätze ich auch so an meiner Arbeit: dass sie immer um die Kirche herum stattfindet. Ihre Nähe tut mir gut. Ja, ich liebe sie, sie ist mir wie ein eigenes Kind. Umso

mehr gebe ich mir Mühe, auch die kleinste Arbeit mit bewusster Sorgfalt zu erledigen.

Jemand hat mich einmal gefragt, ob ich denn keine Mühe damit habe, bei meiner Arbeit auch Toiletten zu putzen. Warum sollte ich? Natürlich ist dies nicht meine Lieblingsbeschäftigung, aber ich sehe es so: Wenn ich sie gut putze, dann haben andere Leute nachher wieder saubere Toiletten und sind froh darum – und das zählt doch, oder?

Wohlverstanden, ich finde längst nicht alles gut, was in der Kirche abläuft. Einiges ärgert mich sogar gewaltig. Dann denke ich: Heitere Fahne, haben die in Rom nicht genügend Pfupf, endlich mal vorwärtszumachen? Deswegen aber gleich austreten? Was ändert das? Nein, mein Glaube ist nicht an die Amtskirche gebunden, sondern an das, was ich selber erlebe. Und das begeistert mich immer wieder. Das kann Kirchenmusik sein, eine Predigt, die mich zum Nachdenken bringt, oder einfach das gute Gefühl, wenn ich eine Kirche betrete. Das ist immer wieder Balsam für die Seele.

Ich bin glücklich, in der Stadt Zürich zu leben. Dabei habe ich es erst nach Jahren geschafft, endlich einmal den Sechseläuten-Umzug mitzuerleben. Ich habe es genossen, ist doch ein herrlicher Brauch, obwohl er sich seit zig Jahren wiederholt (lacht). Und das in einer Stadt, die so lebendig ist und sich auch so schnell ändert. Wunderbar!

Für mich sind Brauchtum, Tradition und Rituale und Modernität kein Widerspruch. Beides hat nebeneinander Platz. Das wünsche ich mir auch von der Kirche in der Stadt Zürich: dass sie es schafft, mit all den Kulturen und verschiedenen Lebensmodellen in Kontakt zu bleiben. Das bedeutet auch, dass die Ökumene wieder mehr gelebt und belebt wird. Mit den Reformierten, aber auch mit den Orthodoxen. >>

*«Das Leben in  
der Stadt Zürich ist so  
bunt und vielfältig.  
Warum sollte es  
die katholische Kirche  
nicht auch sein?»*

# BAUKOMMISSION

Katholisch Stadt Zürich ist seit drei Jahren dem nachhaltigen Bauen verpflichtet. Damit verbunden sind Sanierungen nach energetisch nachhaltigen Gesichtspunkten. Kirchgemeinden können im Rahmen der Strategie ihre Gebäude einem Energiecoaching unterziehen, das zusammen mit Experten der Stadt Zürich durchgeführt wird. Am Coaching bis hin zur Umsetzung der baulichen Sanierungsarbeiten in den Kirchgemeinden beteiligt sich Katholisch Stadt Zürich massgeblich. Im vergangenen Jahr betragen die Investitionen insgesamt 950'000 Franken.

2018 wurden in den Kirchgemeinden Guthirt (Wipkingen) und Bruder Klaus (Unter- und Oberstrass) drei weitere Gebäudekomplexe saniert. Unterdessen haben sich damit bereits 12 der 23 Kirchgemeinden dem Coaching unterzogen. Ziel ist es, im Rahmen der Nachhaltigkeitsstrategie bis 2020 alle Kirchgemeinden durch ein Coaching zu begleiten.

# KIRCHLICHE HANDLUNGEN

*853*

---

**Trauerfeiern /  
Beisetzungen**

*562*

---

**Taufen**

*312*

---

**Firmungen**

*219*

---

**Eheschliessungen**  
Mitglieder im Ausland

*89*

---

**Eheschliessungen**  
Mitglieder in der Stadt Zürich

# **SAMUEL MALAPATI**

**Wie lebt und arbeitet es sich als Jugendseelsorger in einer Organisation, die auf Tradition fusst und weniger auf junglichem Vorwärtsdrang? Samuel Malapati, Jugendarbeiter in St. Konrad spürt diese Spannungen, fühlt sich darin aber wohl. Meistens jedenfalls.**



*«Jugendarbeit  
fordert  
die Kirche  
immer wieder  
aufs Neue.»*

«Meine Mutter sagt immer, ich könne alles ein bisschen, aber nichts richtig. Man kann es ja auch anders sehen: Ich bin ein Allrounder. Ich arbeite in St. Konrad als Jugendarbeiter, betreue die Verbandsarbeit für Jugendorganisationen, begleite die kirchliche und offene Jugendarbeit und übernehme verschiedenste Website-, Layout- und Eventarbeiten.

Ja, mein Job ist vielseitig – vielleicht hat meine Mutter eben doch recht ... Zu erwarten war es nicht, dass ich heute hier arbeite. Klar, in meiner Pfarrei St. Katharina in Affoltern war ich lange aktiv, als Kind, dann als Abteilungsleiter der Pfadi St. Luzi und als Firmleiter. Da war schon ein katholischer Hintergrund. Allerdings war der bei meinen Eltern, vor allem bei meinem Vater, doch ausgeprägter. Seine Eltern leben in Indien, sind katholisch – das ist dann nicht zu vergleichen mit dem «katholisch», wie wir es heute noch leben.

Nach der Sekundarschule absolvierte ich eine Lehre auf einem Notariat und arbeitete in diesem Bereich fast zwölf Jahre lang, besuchte ein Notariatsstudium und absolvierte diverse spezifische Weiterbildungen. Mit dem Wechsel zu einem Medienunternehmen verlagerte sich meine Tätigkeit. Als Assistent der Geschäftsleitung war ich auch für HR-Belange zuständig, war so das Bindeglied zu den Mitarbeitenden. Das begann mich zusehends stärker zu interessieren, und so fragte ich mich nach vier Jahren: Was kommt jetzt?

Ich prüfte die Schule für soziale Arbeit. Mein «fortgeschrittenes» Alter und das Gefühl, nicht noch einmal drei oder vier Jahre die Schulbank drücken zu wollen, liessen mich aber davon absehen. Dann stiess ich auf die Anzeige von St. Konrad. Jugendarbeiter. Ich passte von den Anforderungen her nicht exakt zur Ausschreibung, hoffte aber: Wenn es zu einem Gespräch kommt, bei dem ich mich und meine Vorstellungen präsentieren kann, dann habe ich eine Chance. Glücklicherweise kam es zu diesen wertvollen Gesprächen. Und hier bin ich nun seit November 2015.

Was einen guten Jugendarbeiter auszeichnet? Wenn man nicht mit fertigen Antworten daherkommt, sondern Jugendliche anregt, sich selbst Gedanken zu einer Frage zu machen. Ich muss von einem Jugendlichen später keine Rückmeldung erhalten, was aus unserem Gespräch wurde. Wenn der Kontakt bestehen bleibt, war der Impuls richtig. Wichtiger aber als gute Worte ist ein gegenseitiges Grundvertrauen.

Das Hauptthema für Jugendliche ist heute das Gleiche wie damals bei mir oder bei andern: Wer bin ich? Wo gehöre ich hin? Kurz: die eigene Entwicklung.

## SAMUEL MALAPATI

«Spiritualität» ist ein grosses Wort. Im kirchlichen Umfeld kommt es leicht, vielleicht allzu leicht über die Lippen. Aber was ist das genau? Spiritualität ist sicher nur dann lebendig, wenn sie aus freien Stücken entsteht. Ohne strikte Vorgaben und blinde Abläufe.

Ein Beispiel: Wenn ich einem Firmling vermitteln kann, was die Firmung für ihn bedeuten könnte – und er für sich zum Schluss kommt: «Nein danke, das ist doch nichts für mich!», dann verbuche ich das für mich als Erfolg. Denn dann weiss ich: Da war eine Auseinandersetzung, und genau das zählt. Doch, wir können als Kirche glaubwürdige Jugendarbeit anbieten, aber wir dürfen keine verdeckten Absichten haben. Zwang funktioniert eher weniger, das hat die Kirche in vielen Bereichen unterdessen gelernt. Also, nicht alle, leider.

Ja, meine Arbeit ist sinnstiftend. Für mich und für andere. Beruflich war ich in der kantonalen Verwaltung und in der freien Wirtschaft tätig. Der kirchliche Bereich ist noch einmal eine andere Kategorie. Wir sind nicht im Konsumbereich angesiedelt, wir sind nicht den Wirtschaftszwängen unterworfen. Ich kann auf Werte bauen, die ändern guttun. Das ist auf jeden Fall ein Privileg, das ich schätze.

Kennen Sie das «Vorstadt Sounds»-Festival? Ich bin ein glühender Fan der OK-Mitglieder dieses Festivals, an dem wir beteiligt sind. Mit welchem Einsatz diese jungen Erwachsenen jedes Jahr ein einzigartiges Festival auf die Beine stellen, Wahnsinn! Es berührt mich immer wieder, dieses wuchtige Engagement mitzuerleben. Hier wirkt und lebt die Gemeinschaft unserer Kirchgemeinde auf eine faszinierende Weise.

In einer Kirchgemeinde kommen viele Meinungen und Lager zusammen. Es ist sicher so, dass einige hier andere Vorstellungen von Kirche haben als ich. Jugendarbeit fordert immer, da sie die erste ist, die das Bisherige auch in Frage stellt. Das gibt Diskussionen und die müssen sein. Es liegt auf der Hand, dass im Haus je nach Fachbereich unsere Arbeit anders beurteilt wird als von uns Jugendarbeitern. Ein Problem habe ich damit aber nicht. Was ich dagegen schlecht vertrage: Wenn die Bereitschaft fehlt, Dinge überhaupt zu besprechen, wenn ein Riegel geschoben wird, anstatt offen und lösungsorientiert miteinander zu kommunizieren.

Als Vertreter der Jugendlichen bist du in der Pfarrei eigentlich immer in der Minderheit, da kannst du nicht alles bestimmen. Trotzdem habe ich einen grossen Gestaltungsspielraum.

Ob die Kirche den Sprung ins 21. Jahrhundert schafft? Vielleicht zuerst einmal ins 20. Jahrhundert, das wäre schon schön (lacht). Im Ernst: Die Kritik und die Krisen spürt man auch im persönlichen Umfeld. Ich erinnere bei Diskussionen aber immer daran, dass man eine Organisation zuerst von innen kennen muss, um sie beurteilen zu können. Im Falle der Kirche ist es zudem eine sehr komplexe Organisation mit vielen Gesichtern.

Was mich aber wirklich ärgert: Schlussendlich entlädt sich die Unzufriedenheit rund um die Kirche immer an der Kirchensteuer. Man tritt aus, weil man der Kirche sein Geld nicht mehr geben möchte. Konsequenter wäre doch, wenn neben der Kirchensteuer noch andere Solidarbeiträge existieren würden. Das heisst: Von jedem Lohn geht ein Anteil an eine Organisation, die für die Umwelt oder die Gesellschaft tätig ist. Wenn also jemand aus der Kirche austritt, wäre er in der Pflicht, eine andere Institution zu unterstützen. Das wäre fair – und spannend zu beobachten.

Wie lange ich diesen Beruf noch ausüben werde, kann ich nicht sagen. Alles kann schnell gehen, und plötzlich schafft man den Kontakt zu den Jugendlichen nicht mehr, weil die beiden Lebenswelten zu weit auseinanderklaffen. Da muss man dann konsequent sein. Ein Berufsjugendlicher ohne Glaubwürdigkeit, das möchte ich nicht werden.

Aktuell kann davon aber noch keine Rede sein. Es stimmt. Ich arbeite daher meist eher zu viel als zu wenig, obwohl ich das glücklicherweise kaum merke. Am besten schalte ich ab, wenn ich ein Fussballspiel auf dem Letzigrund besuche. An Konzerten. Oder draussen beim Pingpongspielen an den öffentlichen Tischen, mit spontanen Turnieren. Da kann ich spielen, bis man den Ball nicht mehr sieht.

Was ich mir von der Kirche wünsche? Endlich die Umsetzung der vielen hehren Ziele, die ich von verschiedenen hochrangigen Kirchenvertretern immer wieder höre. Das bedingt Freiraum an der Basis für ein offenes Miteinander, der nicht durch blinden Gehorsam und durch Intoleranz von oben beschnitten wird. >>

*«Wir brauchen eine  
Kirche, die mutig und  
kreativ ist – nicht  
nur auf dem Reissbrett,  
sondern im  
ganz realen Leben!»*

# KIRCHE URBAN

Das Projekt «Kirche urban» wurde 2016 vom Dekanat der Stadt Zürich ins Leben gerufen. Es setzt sich zum Ziel, Glaube und Spiritualität in neuen Formen in einem urbanen Umfeld erlebbar zu machen. Nicht nur für kirchennahe, sondern auch für kirchenkritische und trotzdem spirituell suchende Menschen.

Nach der intensiven Aufbauzeit unter Thomas Münch geht das Projekt in seine zweite Phase, in die der Konsolidierung. Wegen der abnehmenden Zahl klassischer Kirchenmitglieder erhält das Projekt «Kirche urban» eine noch dringlichere Bedeutung: Als Think Tank soll es neue Impulse für das kirchliche Leben geben. Aus diesem Grund wird der Beschäftigungsgrad des Projektleiters von bisher 25 auf 70 Prozent erhöht. Der für den Aufbau verantwortliche Thomas Münch wechselt als Pfarrer in die Predigerkirche. Sein Nachfolger als Leiter von «Kirche urban» wird Simon Brechbühler, der vorher Jugendarbeiter bei der AKJ war.

# BERUFSBILDUNG

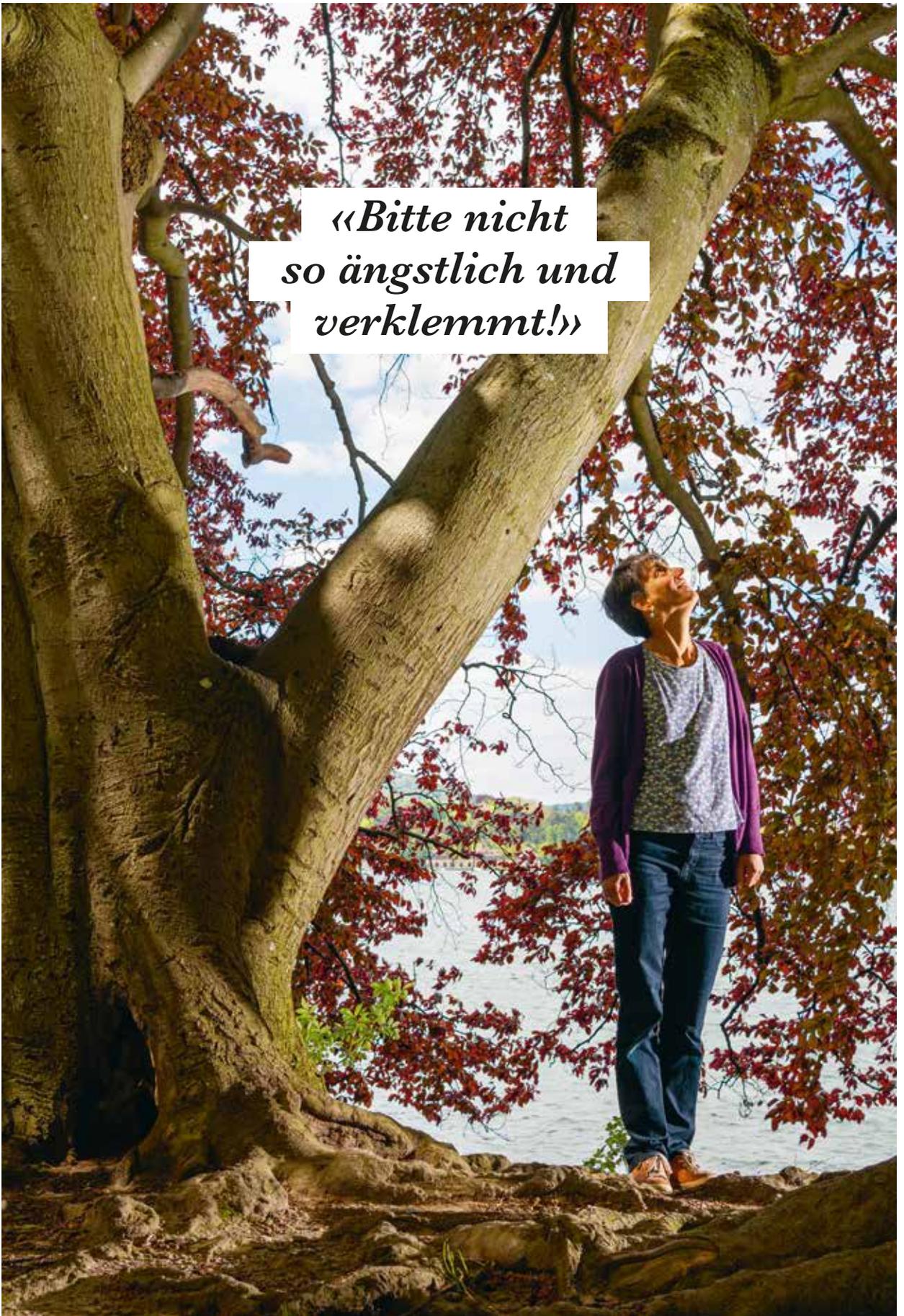
Stellen für eine kaufmännische Ausbildung (Stufe A und B) werden in der Stadt Zürich immer rarer. Es ist das erklärte Ziel, dass die Kirchgemeinden zusammen mit Katholisch Stadt Zürich diese Möglichkeiten aus gesellschaftlicher und berufsbildnerischer Verantwortung anbieten wollen – trotz gegenläufigem Trend in der Wirtschaft.

2018 haben in den 23 Kirchgemeinden zwölf Lernende eine Ausbildung absolviert oder sind an einer dran. Ziel ist es, künftig in jeder Kirchgemeinde mindestens eine Lehrstelle anbieten zu können.

# TONJA JÜNGER

**«Wie lange noch?» ist eine Frage, die sich Tonja Jünger schon oft gestellt hat. So pessimistisch diese Frage klingen mag, so sehr zeugt sie auch vom Mut, ohne Verklärung hinzuschauen. Tonja Jünger sieht die katholische Kirche kritisch. Appelliert an den Mut aller zur Veränderung und nimmt sich davon nicht aus. Weil sie ihren Weg – trotz allem – weiter in der Kirche sieht.**

*«Bitte nicht  
so ängstlich und  
verklemmt!»*



«So, wie es mir geht, geht es wohl vielen in der katholischen Kirche: Immer wieder erscheinen neue Berichte über Missbräuche und Übergriffe. Und immer, wenn man denkt: Schlimmer kann es gar nicht mehr kommen, tauchen weitere Enthüllungen auf. Man möchte dann nur noch weglaufen. Nur weg.

2019 ist ein schlimmes Jahr. Ich bin empört, was alles an die Oberfläche gespült wird. Noch mehr bin ich aber empört darüber, wie unsere Kirche viel zu lange versucht hat, den Mantel des Schweigens über all die Verbrechen zu legen.

Ja, ich fühle mich verraten. In meinem Einsatz, in meinem guten Willen für die Kirche. Für mich ist meine Tätigkeit in der Kirche nicht einfach «nur» ein Beruf. Es ist eine Lebensform, auch ein Bekenntnis zu einer Lebensweise, zu einer Hoffnung. Ausgerechnet von der Kirche selber wird diese Hoffnung mit Füßen getreten. Ich verstehe, dass manche sagen: «Mit dieser Kirche, mit dieser Organisation möchte ich nichts mehr zu tun haben!»

Ich werde oft gefragt: «Wieso machst du da noch mit?» Ja, diese Frage ist berechtigt. Meine Antwort ist immer die gleiche geblieben: «Ich bin hier, um mitzuwirken, ich möchte etwas zur Veränderung beitragen. Nicht aufgeben!»

Noch glaube ich daran, dass die Botschaft der Kirche grösser und stärker ist als die Kirche selbst. Denn der Kern meines Glaubens bleibt für mich Jesus: grosszügig und barmherzig, lebensfreundlich und doch bestimmt in der Haltung. Das Leben auskosten – Leben in Fülle. Aber nicht nur für mich selbst, auch mit Blick auf unsere verletzte Welt und all ihre Bewohnerinnen und Bewohner. Das treibt mich auch heute noch an.

Ob meine Heimat als Christin nur die katholische Kirche sein kann? Also ... ich feierte als Jugendliche gerne auch in freikirchlichen Gemeinschaften mit und singe gern neue geistliche Lieder. Aber letztendlich bin ich mit allen Fasern meines Körpers katholisch. Die katholische Kirche und ihre Liturgie sind meine spirituelle und geistige Heimat. Sie würden mir fehlen, wenn ich mich gezwungen sähe, mich davon zu verabschieden.

Das heisst allerdings nicht, dass ich die Liturgie, so, wie wir sie jetzt feiern, zeitgemäss finde. Was ich als Priesterin daran ändern würde? Ich würde dieses Hierarchische aufbrechen. Unsere Liturgie ist im Ablauf und in den Rollen ein Abbild davon, wer was in der Kirche zu sagen hat. Und das sind eben nicht die Frauen, nicht die Laien. Das Miteinander, das drückt sich mir in der

## TONJA JÜNGER

Form zu wenig aus. Übrigens: Jesus feierte auch keine katholische Liturgie. Wir dürfen da durchaus freier sein. Dazu gehört auch die Sprache. Denn Hand aufs Herz: Wer versteht heute noch alles, was in der Messe gesprochen wird?

Es gab tatsächlich einmal einen Moment, an dem ich ernsthaft in Erwägung zog, nicht mehr für die Kirche, sondern im Sozialbereich zu arbeiten. Bei der «Opferhilfe». Wie gemacht für mich und meine Wertvorstellungen. Aber das soziale Tätigkeitsfeld zog dann doch nicht wirklich. Das hat mich erstaunt, aber auch gefreut. Es hat mir gezeigt, dass mein inneres Feuer noch da ist. Dass ich meine Berufung leben will in der katholischen Kirche, selbst wenn es für eine feministische Theologin wie mich oft steinig ist.

Allerdings: Wenn ich an unsere Pfarrei Bruder Klaus denke, dann sehe ich Menschen und Anlässe, die verbinden, stärken, die vom bunten Leben erzählen und es fördern. Hier leben wir Offenheit und gegenseitigen Respekt, wie ich es mir wünsche. Da bin ich am richtigen Ort. Gott sei Dank!

Zusätzlich zu meiner Tätigkeit als Pastoralassistentin arbeite ich auch im Pflegezentrum Riesbach, als Seelsorgerin. Das prägt und gibt mir viel. Es hält mir immer vor Augen, dass wir auch dann noch Menschen bleiben, wenn wir nicht mehr jung, attraktiv und leistungsfähig sind. Sondern auch, wenn wir fragil werden und auf andere angewiesen sind. Wir verdrängen diese Tatsache heute gern und machen unser Leben damit einseitig. Ist das Leben nicht mehr als Unabhängigkeit und optimierte Selbstdarstellung?

Die Mitgliederzahlen der katholischen Kirche nehmen ab. Stattdessen blühen Ersatzreligionen. Ich denke z.B. an den Jugend- und Schönheitskult, an Social Media, an Konsum und Freizeit als Versuch, innere Leere zu füllen. Trotzdem werden wir einsamer und drehen uns oft nur noch um uns selber. Eigentlich sehnen sich alle nach einer seelischen Heimat, nach Gemeinschaft. Weshalb schaffen wir es als Kirche nicht, all den Suchenden unsere Botschaft zu vermitteln? Das stimmt mich nachdenklich, manchmal ratlos.

Wo wir in zehn Jahren stehen? Ich kann es nicht sagen. Ich weiss nur, dass wir alle in der Kirche gefordert sind. Wir brauchen einen Aufbruch. Nicht ein «Aufbrüchlein», nein – es braucht wirklich tiefgreifende Veränderungen, das wird immer offensichtlicher. Weiter wie bisher, das ist keine Option.

Die Lösung kann uns aber auch kein Bischof bringen. Wir alle sind gefragt, die Profis und die Basis. In den Pfarreien und überall, wo wir versuchen,

Kirche zu leben. Wir müssen auf die Menschen zugehen, die uns nicht mehr verstehen, müssen ihre Sprache lernen und sie fragen, was sie benötigen. Raus zu den Menschen! Wir können nicht warten, bis sie zu uns kommen.

Die Kirche vor Ort bietet etwas, was mir besonders wertvoll scheint: Sie ermöglicht und fördert Beziehungen. Dort, wo sie sonst fehlen oder weggebrochen sind. Es ist sicher so, dass die wachsende Mobilität unser Leben verändert. Aber bei vielen Menschen mit Handicap ist die Mobilität eingeschränkt. Bei Alten, Kranken, bei Menschen mit Ängsten. Es ist wichtig, dass wir vor Ort eine Drehscheibe bleiben. Dass wir mithelfen, das Quartier und die Nachbarschaft zu beleben.

Wir müssen auch überlegen, was wir zukünftig anbieten können und wollen. Jetzt sind wir bemüht, dass es für alle in der Kirche etwas dabei hat. Ein kleiner Gemischtwarenladen, der die speziellen Bedürfnisse dann aber doch nicht trifft. Es braucht von uns neue Impulse, neue Zellen des Kirchenlebens, Orte für Spiritualität. Das muss nicht in den Kirchenräumen oder im Pfarreezentrum sein, nein. Sondern überall dort, wo Menschen nach Räumen suchen, wo sie in die Tiefe gehen oder einen Moment verschnauften können.

Das Projekt «Kirche urban» von Katholisch Stadt Zürich macht mir da Hoffnung, dass wir Neues ausprobieren, pfarreübergreifend etwas wagen.

Ach, ich überlege viel. Das hört auch nicht auf, wenn ich mich in der Freizeit in die Gartenarbeit reinknie. Im wahrsten Sinn des Wortes! Ich sehe nach fünf Stunden Gartenarbeit manchmal aus wie nach einer Schlacht. Aber draussen an der Luft sein, die Hände in der Erde, das tut mir gut!

Und ich spiele Handorgel. Nein, nicht Schwiizerörgeli, sondern ein Akkordeon. Ich musiziere in einem integrativen Orchester mit Behinderten. Wir geben auch kleine Konzerte in Altersheimen. Das macht mir unglaublich Spass. >>

*«Ich wünsche mir, dass  
die Kirche ihren  
Lernprozess mit ebenso  
grosser Lust angeht  
wie ich das Akkordeon-  
spielen. Damit bald  
wieder mitreissende  
und froh machende Töne  
zu hören sind.»*

## IKT

Die Digitalisierung macht auch vor der Kirche nicht halt. Weil die IT-Anforderungen im Administrations- und Kommunikationsbereich komplexer werden, braucht es eine direktere Betreuung der Kirchgemeinden. Aus diesem Grund wurde eine entsprechende Kommission ins Leben gerufen. Sie berät die Kirchgemeinden im Bereich der IKT (Informations- und Kommunikationstechnologie).

Zu den ersten grossen Projekten zählen die Einführung von iKath und der Relaunch der Verbands-Homepage von Katholisch Stadt Zürich, die bis 2020 folgen soll.

# INTRANET IKATH

Kooperation, Information, Vereinfachung – das sind die Schlagworte, die hinter der Einführung des gemeinsamen Intranets iKath stehen. Katholisch Stadt Zürich beteiligt sich am vom Synodalrat initiierten Intranet. Das Projekt ist technisch anspruchsvoll und wird entsprechend intensiv von Projektleiter Jürg Tribelhorn begleitet. Die Einführung samt Verbesserungen wird als dauernder Prozess über 2019 hinaus weitergehen. iKath soll vor allem die Zusammenarbeit von Personen (auch über Kirchgemeinden hinweg) erleichtern und wird zudem der offizielle Kanal für die interne Kommunikation des Verbandes sein.

## KIRCHE HILFT

Auch rund 2000 Jahre nach ihrer Gründung ist das Ziel der Kirche noch das gleiche: für den Menschen da zu sein. Bei der katholischen Kirche in der Stadt Zürich lässt sich dieses Engagement auch ganz konkret an Zahlen ablesen. Folgende Projekte/ Einrichtungen unterstützt Katholisch Stadt Zürich jährlich und auch 2018 mit entsprechenden Beiträgen (in Franken):

**10'000**

**Schlupfhuus**

(ambulante Beratungsstelle  
für Jugendliche  
in einer Krisensituation)

**20'000**

**Caritas-Hospiz**

(für obdachlose Männer)

**22'000**

**Wohn- und  
Arbeitsgemeinschaft  
«Sunneboge»**

(für sozial desintegrierte  
und psychisch  
beeinträchtigte Menschen)

**30'000**

**Stiftung Pfarrer Sieber**

(Seelsorgestelle)

**30'000**

**Projekt «Arche»**

(Lebens- und Arbeitsraum  
für Menschen in  
schwierigen Situationen)

**35'000**

---

**«Sunneblueme»**  
(Verein Kinderheim)

**40'000**

---

**Monikaheim**  
(begleitetes Wohnen für  
Mutter und Kind)

**50'000**

---

**Christuszentrum**  
(sozialtherapeutische Institution  
für Menschen mit  
psychischer Beeinträchtigung)

**80'000**

---

**Dargebotene Hand**  
(Sorgentelefon)

**140'000**

---

**Caritas Zürich**

**231'000**

---

**Yucca+**  
(kirchlich koordinierte Sozialhilfe  
für Menschen ohne  
Wohnsitz in den Gemeinden)

KIRCHGEMEINDEN VON  
KATHOLISCH STADT ZÜRICH



23 Kirchgemeinden. Eine Kirche.

**Katholisch Stadt Zürich**  
**Dekanat Zürich-Stadt**  
**Verband der Pfarrkirchen-Stiftungen (VPKS)**

Werdgässchen 26  
Postfach 8217  
8036 Zürich

Tel. 044 297 70 00  
katholisch-stadtzuerich@zh.kath.ch  
www.katholisch-stadtzueri.ch

## **IMPRESSUM**

### **Herausgeber**

Katholisch Stadt Zürich

### **Gesamtverantwortung / Redaktion**

Oliver Kraaz

### **Korrektorat**

Andrea Linsmayer, Zürich

### **Gestaltung**

andreamettler – Studio für  
Kommunikationsdesign, Zürich

### **Fotografie**

AlderEgo Photography,  
Ueli Alder

### **Druck**

Engelberger Druck AG, Stans

**Katholisch**  
**Stadt**  
**Zürich**

Werdgässchen 26  
Postfach 8217  
8036 Zürich

Tel. 044 297 70 00  
[katholisch-stadtzuerich@zh.kath.ch](mailto:katholisch-stadtzuerich@zh.kath.ch)  
[www.katholisch-stadtzueri.ch](http://www.katholisch-stadtzueri.ch)